

Abschied

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

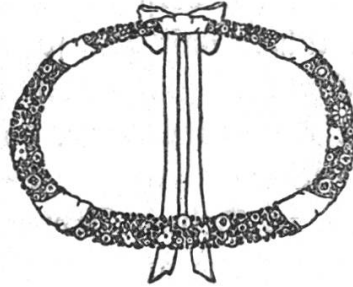
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht blenden. Als ein Beitrag allerersten Ranges zum künstlerischen Sehen, von dem Prof. Weese in dieser Zeitschrift gehandelt hat, wird Heinrich Wölfflins Dürer-Buch seinen unvergleichlichen Wert behalten. Und als stilistische Leistung ist es selbst ein Kunstwerk.

H. Trog.



Abschied.

Sie stand in der Mitte ihres Zimmers, zum Ausgehen angekleidet und sprach sich noch einmal die Worte vor, die sie ihm sagen wollte. Die klugen, scharfen Worte, die sie ihm in die Seele werfen würde, daß sie sich mit vielen kleinen Widerhaken scharf, unlöslich darin verfangen — zum Abschied.

Denn ein Ende wollte sie machen — ein Ende der unerträglichen Qual, die sie marterte Tag und Nacht, die ihr die Gedanken stahl und die naive Freude am Sein, die sie brauchte, um zu schaffen. Sagen wollte sie ihm: „Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen. Ich ertrage das Spiel nicht mehr, das Spiel mit meiner Kraft, mit dem, was mein eigenstes Empfinden ist. Ich will nicht langsam Stück für Stück mein kostbarstes Eigentum in Deine Hände legen, um dann zusehen zu müssen, wie Du es mutwillig und grausam zerstörst. Ich habe Dich lieb, so lieb, daß mein Gefühl mich erfüllt, wie die Wasser das tiefe Meeresbecken. Flut und Ebbe, klarer, leuchtender Spiegel der Sonne und des Himmels an der Oberfläche, voll der geheimsten Wunder in der Tiefe. Was weißt Du von dem Reichtum meiner Liebe, von ihrer Größe, ihrer Hoheit? Du siehst nur die kindlich unbeholfenen Geberden, die jede gewaltige und keusche Liebe dem Reinen rührend teuer erkenntlich macht — und Du — findest sie lächerlich. So viel klüger bist Du, als ich, so viel mehr Erfahrung nennst Du Dein eigen — und hast doch von dem Besten, dem einzig Göttlichen im Menschenherzen, von der Liebe — kein Wissen und kein Ahnen. Du kennst nur das rauhe Begehren der Sinne, das jähe Auflodern, das jähere Erlöschen.

Ein Weib ist Dir, wie das andere, weil Du das Gemeinsame des Weibes — der Dirne wie der Heiligen mit Deinen Augen sehen kannst — Augen, die nicht scharf genug sind, die unendlich wichtige Verschiedenheit zu sehen. Dein Ohr vernimmt den gesprochenen, gehauchten Laut des Verlangens und des Genießens — aber die stumme Sprache der zitternden, Dich anbetenden Seele versteht es nicht. Und doch bist Du so klug — in allem Äußerlichen hast Du so recht — und das Äußerliche ist auch immer das Gleiche. Das Weib lügt, das Weib heuchelt, das Weib sieht immer nur das Körperliche, das Weib ist treulos, das Weib — das Weib — — Welches Weib? Der Gattungsbegriff? Ich kenne die Frauen nicht, die in Deinen Armen erbebt sind — ich weiß nichts von ihnen — — aber ich glaube bestimmt, daß die eine und andere zusammenzuckte unter Deinen Worten über das Weib, ein gutes, tapferes Wort, das sie sprechen wollte, wieder in sich verschloß und von Dir ging, gejagt, verstoßen oder freiwillig mit einem harten Klang in der Seele, oder mit einem hangen Weh wie ein armes, gequältes Tier. Ich glaube das von jenen Frauen, die ich nicht kenne — — von einer Frau weiß ich es gewiß — — von mir! Männern, wie Du bist, widerspricht man nicht, wenn sie dem Weibe das Weib erklären. Man hört zu, mit einem erwartungsvollen Hoffen: der Mann, — so gerecht — so mutig — so ernst — der muß doch ein gutes, mildes, begreifendes Wort für die Art des Weibes haben? Man wartet — und man hört — ein ruhiges, sachliches, scheinbar so unwiderlegliches, abschließendes Urteil über die Frau — — über sich selbst — so viel unerbittliche Wahrheit — und so viel, viel häßliche Auslegung wirklicher Schönheit. Soll man dem widersprechen? Verteidigen, was nicht erklärt — nur empfunden werden kann — beschützen, was sich unbehütet preisgegeben hat — wieder verhüllen, was nie den Schleier verloren haben sollte? Männer wie Du haben immer Recht — denn das Äußerliche wird ihnen stets recht geben.

„Ich habe mal eine alte, romanische Holzmalerei gesehen. Einen heiligen Andreas, an einen Pfahl gebunden, den nackten Körper mit Pfeilen bespickt. Und sein Auge, mild, verzeihend, ruhte auf einem der Henker, der eben anlegte, um dieses gütige, liebevolle Auge zu treffen. So habe ich neulich vor dir gestanden, Pfeil um Pfeil bohrte sich in meine Seele, und doch war mein Herz nur voll von Liebe zu Dir. Ich sah Dich an, sah in Dein stolzes, herrisches Gesicht, auf den schönen Mund, der mit einem leisen spöttisch-feinen Lächeln Pfeil um Pfeil entsandte und wartete auf das Geschoß, das mich ins Herz treffen sollte. Es kam — Du hieltest meine Augen mit einem zwingenden, gebieterischen Blick fest, und scharf einschneidend grub sich die scharfe Eisen spitze in mein unbewehrtes Herz. Ich zuckte nicht zusammen, — ich wandte

mich schweigend und ging, aus hundert kleinen Wunden blutend, mühsam und um Deinetwillen meinen Schmerz verbeißend, von Dir fort. Ich hab' die Wunden ausgewaschen und verbunden, die Pfeile alle gesammelt bis auf den einen, den ich heute noch im Herzen trage. Entferne ich ihn, dann weiß ich, daß ich mich verblute.

„Noch aber will ich nicht sterben! Und darum sage ich Dir heute Lebewohl. Du hast mir viel Glück gegeben, damals, als ich noch daran glaubte, daß ein Mann, dem man sich nahe fühlt in allem, was beiden Geschlechtern gemeinsam gehört, auch dann noch gut, gerecht und liebevoll sein kann, wenn er als Mann das Weib beurteilt. Für jenes Glück in jenem fernen Tag hab' Dank. Das andere verzeih Dir jener rätselhafte Wille, der in die Mannesseele das Mißverstehen und das Mißachten des Weibes gepflanzt hat. Und diese bittere Erkenntnis nehme ich mit fort — daß es nicht die gemeinen und rohen Männer sind, die uns unheilbare Wunden schlagen, sondern die Besten und Edelsten unter euch. Das aber macht unsere Sache so hoffnungslos.“

Ja — dies alles wollte sie ihm sagen, heute, wenn sie ihn zum letzten Male sah. Mit raschen Schritten, als gelte es ein Werk zu vollenden, das keinen Aufschub duldet, eilte sie nach seinem Hause. So kam sie früher, als sie sich verabredet hatten, bei ihm an und mußte auf ihn warten. Sie legte nicht ab, nur den Mantel öffnete sie ein wenig — sie wollte keine Kist mehr in dem Zimmer, in dem sie so viel ertragen hatte. Wie zum Abschied sah sie sich um. Jede Kleinigkeit kannte sie ja, alles war ihr teuer, weil es ihm gehörte. Und fast wider ihren Willen glitten ihre Hände streichelnd, lieblosend über seine Lieblings-sachen. Der reizende kleine Amor, der seinen Schreibtisch von einem kleinen Piedestal herab zu segnen schien, wie oft hatte sie zärtlich ihre heißen Lippen auf seinen kühlen Marmor gedrückt, wenn der Geliebte ermattet von einer leidenschaftlichen Stunde auf der Ottomane ruhte, die prachtvollen, dunklen Augen scheinbar fest geschlossen, und unter den langen Wimpern doch jeder ihrer Bewegungen folgend. Sie beugte sich zu dem Amor herab: „Ja, du — du bist das Symbol der Männerliebe — ein unberechenbarer genialer Knabe mit Flügeln, die ihn jeder Laune folgend, bald hier-, bald dorthin tragen. Nur Männerphantasie, nur Männerkunst konnte dich gestalten. Die Frauenliebe würde eine andere Verkörperung gefunden haben.“ Wie weh doch jeder Gedanke tat, den man in diesem Sinne zu Ende dachte. So voll von Schmerzen, so reich an Schmerzen, so ganz erfüllt von Schmerz kann ein Mann niemals sein. Es ist, als ob sich diese Überfülle der Qual gar nicht an den Mann heranwagte, zumal nicht an die Männer, die solche Qualen selbst bereiten.

Die Hände der Wartenden tasteten nach einem Etwas, das sie umklammern, woran sie sich festhalten konnte. Irgend etwas umfassen, irgend etwas umkrallen, wenn es auch weh tat. Auf der grünen Schreibtischplatte lag funkelnd und glitzernd ein orientalischer Dolch — das gefährlich wertvolle Papiermesser, mit dem sie oft gespielt hatte. Als sie das erste Mal hier war, zeigte er es ihr, durchschnitt ein Stück Papier mit der scharfen Klinge. „Kiz' mir mal den Finger,“ bat sie ihn. Da schlang er den Arm um sie: „Wie könnte ich Dir jemals weh tun!“ Mit einem bitteren Lächeln schloß sie jetzt die Hand um den kantigen Griff.

Da trat er ins Zimmer. Eilig — erstaunt: „Manu, schon hier — was ist denn los — so leg' doch ab!“

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur stumm an. So wollte sie sein Bild mit ihren Erinnerungsäugen in sich aufnehmen — als unverlierbares Gut. Jeden Zug des edlen, energischen, klugen Gesichtes grub sie in sich ein, mit geschärften Sinnen. Ihre Augen saugten sich förmlich fest an seiner ernstesten Schönheit. Er lächelte: „Was hast Du denn? Siehst Du mich heut zum erstenmal?“ Lässig legte er den Arm um sie und sah sie an mit jener fast unmerklich befehlenden Geberde: Küsse mich. Aber sie kam ihm nicht wie sonst gehorsam entgegen. Ihre Lippen formten wie unter einem Zwang all die Worte, die sie sich für ihn zurecht gelegt hatte. Tonlos, ohne Überzeugung, gehemmt durch seine Nähe, sprach sie.

Er hörte ihr zu — zuerst überrascht, dann erstaunt, zuletzt mit einem leichten, überlegenen, gutmütigen Lächeln. Er unterbrach sie nicht. Erst als sie erschöpft innehielt, sagte er gelassen, beschwichtigend, ohne Gefühl für das tödliche Leid in ihren Worten: „Aber Kind, was willst Du denn? Du bist ja entsetzlich nervös! Wir beide sind doch die besten Freunde, Du bist mir wirklich der liebste Mensch. Ich denke gar nicht daran, Dich aufzugeben. Du mußt nur lernen, mit der Wirklichkeit zu rechnen. Du kannst mir glauben — ich kenne das Leben. Nur keine Überschwenglichkeiten. Sei doch vernünftig — ich meine es wirklich gut mit Dir. Deine großen Worte sind doch Torheit — so 'ne Liebe gibt's ja gar nicht. Du mußt nichts Unmögliches verlangen, sonst wirst Du nie zufrieden sein. Ich verstehe Dich nicht — was willst Du denn nur?“ „Ich will nicht mehr in Deiner Gewalt sein. Ich gehe an Dir zugrunde. Ich will frei sein von Dir!“ Mit zusammengebißnen Zähnen stieß sie die Sätze heraus. Ihr Blick bettelte dabei verzweifelt um ein Verständnis in ihrer Not. Er sah es und legte es sich nach seiner Weise zurecht. Freundlich und zärtlich, aber auch sehr selbstbewußt und sicher sah er auf sie herab — hinreißend, bestrickend in seiner festen, geschlossenen Männlichkeit. „Das kannst Du ja gar nicht,“ sagte er, „wenn Du

Dich heute von mir trennst, so mußt Du doch immer an mich denken — Du gehörst ja mir.“ Entsetzt schaute sie zu ihm hin. Sein Wort hatte ihr Klarheit gebracht, wie schon so oft. Er hatte recht. Sie war ihm verfallen mit Leib und Seele. Ihre Gedanken trugen seinen Stempel, ihr Streben sein Gepräge, ihre Sehnsucht flog neben der seinen — das Ungeschlechtliche, Größte in ihr ging in seinen Spuren, lief auf seinen Geleisen. Darin war sie eins mit ihm — ganz eins, darin trug er sie mit seiner Stärke. Und in dem, was sie als Weib fühlte und ersehnte, war sie ihm doch so fern und fremd — mißverstanden, mißachtet, zu Boden getreten. Und das würde immer so sein — immer — immer. Keine Rettung, keine Erlösung. Unwürdige Knechtschaft bis ans Ende. Nein — nein — das wollte sie nicht, das konnte sie nicht. Sie war sich der gewaltigen, hohen Kraft ihres Weibesempfindens bewußt, und sie achtete dessen Berechtigung. Immer wieder würde dies Gefühl sie zu den Füßen des Mannes zwingen, der ihr in diesen Stunden stets den Fuß auf den Nacken setzte und sie demütigte bis in den Staub. Ohne Ende die Kämpfe, ohne Ende die Niederlage, und eine jede eine scheinbare Bestätigung seines abscheulichen Rechenexempels, mit dem er die Summe aus dem Werte des Weibes zog.

Ihre Gedanken jagten und hekten sich wie gefangene wilde Tiere! — Ein Ausweg, eine Lücke, auszubrechen!!

Und dabei redete er jetzt — sie hörte nicht hin, sie wußte ja, jedes Wort, das sie beruhigen sollte, fiel wie ein glühender Tropfen in ihre arme Seele. Und jetzt trat er auf sie zu, um sie in seine Arme zu schließen. Sie kannte diesen Ausdruck eines klarbewußten, nicht ungütigen, aber herrischen Willens auf seinem Gesicht. Sie kannte auch ihre Ohnmacht gegen ihn — wenn er wollte. Erbebend wich sie zurück. Dabei streifte ihr Mantel den Schreibtisch — klirrend fiel etwas zu Boden. Mechanisch bückte sie sich und hielt — den Dolch in Händen. Da — mit einem Schrei — furchtbar und jubelnd zugleich — wie jener seltsame, schauerliche Laut, mit dem die Gemse vom Jäger verfolgt in den Abgrund springt — richtete sie sich hoch auf und stieß sich das Messer bis zum Schaft ins Herz.

Schwer sank sie vornüber.

Der Mann sprang hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Seine blassen Lippen stammelten entsetzt nur das eine Wort: Warum, warum?

Als zwänge sein Wille sogar die Sterbende, schlug sie noch einmal die Augen auf. Mit einer wilden Geberde griff sie um sich, erfaßte den schelmisch lächelnden Amor und mit einem Laut anklagenden Hasses schmetterte sie ihn zur Erde.

In unzähligen, wertlosen Scherben lag der kleine Gott zu Füßen des ruhig am Boden ausgestreckten toten Weibes.

Irma Goeringer.